

Was ist der Mensch? Biblisch-theologische Impulse für Psychologische Beratung in evangelischer Trägerschaft

„Was ist der Mensch?“ Das ist eine der Grundfragen in der Philosophie wie auch in der Theologie. Sie konkretisiert und intensiviert sich für jeden einzelnen in der Frage. „Wer bin ich?“ Die Fähigkeit, mit dieser Frage konstruktiv umgehen zu können, könnte man geradezu als wichtigstes Beratungsziel bezeichnen. Die Art, wie wir darüber hinaus auf die Grundfrage nach dem Menschen antworten, wirkt sich auf alle Formen personenbezogener Arbeit aus – seien sie therapeutischer, pädagogischer, sozialer oder auch religiöser Natur. Sie ist maßgebend dafür, wie ich den einzelnen Menschen ansehe. Für eine christlich humanistische Einstellung kann dabei nur ein *offenes* Menschenbild in Frage kommen, durch das der Einzelne nicht von vornherein auf bestimmte Vorgaben oder „Ideale“ festgelegt wird. Es kann nicht so gehen wie beim Herrn Keuner, der gefragt wird, was er tue, wenn er einen Menschen liebe: „Ich mache einen Entwurf“ sagte Herr Keuner, „und Sorge, dass er ihm ähnlich werde.“ (Bertolt Brecht, Kalendergeschichten, Berlin 1965, 151f). Alle Menschenbildpädagogik ist problematisch, die einen bestimmten Typ Mensch bilden möchte: die sozialistische Persönlichkeit, den deutschen Menschen, den frommen Christen, das sich selbst verwirklichende, ganzheitlich entwickelte Individuum o.ä.

Bei all diesen Herangehensweisen wird immer schon gewusst, wie der Mensch, der mir begegnet sein soll.

Verantwortlich arbeitende Seelsorgen und Beratung sollte demgegenüber ganz konsequent bei dem *Anderen* ansetzen, um den es geht. Und im Blick auf diesen sind zwei grundlegende Einstellungen von Bedeutung:

- einmal: *Der Andere ist mir gleich!* Das ist der Sinn des „höchsten Gebots“: „Du sollst Deinen Nächsten lieben. Er ist wie Du!“ (so übersetzen Buber-Rosenzweig). Der Andere ist nicht ein „Fall“, nicht ein „Problem“, nicht Seelsorgekind, nicht „Patient“, kein armer Schlucker usw. Er ist zunächst Mensch wie ich. Das ist die Basis einer Wertschätzung, ohne die seelische Hilfe nicht wirksam sein kann.
- Zu Andern: *Der Andere ist anders als ich.* Er ist immer auch ein Fremder, ich kann ihn nicht ergründen. Es bleibt mir immer in gewisser Weise auch verborgen: wie er leidet, was ihn schmerzt, wonach er sich sehnt. Alles Bemühen um den Anderen ist ein Tasten. Zur Wertschätzung des Anderen gehört auch die Achtung vor seinem Anderssein. (was ein gewisse Skepsis gegenüber dem Verstehensoptimismus bei Carl Rogers einschließt)

Beide Aspekte sind zu beachten, wenn wir nach der Bedeutung des biblisch-theologischen Menschenverständnisses für die Beratung fragen.

Wichtig ist, dass es sich dabei nicht um ein normatives Menschenbild im angedeuteten Sinn, sondern um ein dynamisches Menschenverständnis handelt: Der Mensch ist nicht nur Geschöpf, er ist auch Partner Gottes und frei gegenüber den Verhältnissen, er ist passiv und aktiv, er ist schuldig und versöhnungsfähig, „gerecht und Sünder zugleich“ (Luther), zu Großem befähigt und doch immer neu der Gnade bedürftig, verantwortlich für sich und andere und darin scheiternd. Der Mensch ist begrenzt und zugleich ein Wesen endlicher Freiheit.

¹ Fortbildung Psych. Beratung Hannover 29.4.2013 (Überarbeitete Fassung eines 2011 in Bad Herrenalb gehaltenen Vortrags),

M.a.W. der Mensch ist nicht „festgestellt“, fertig. Er ist noch nicht am Ziel, er ist im Werden. Immer wieder wird der biblische Mensch so dargestellt. Grundlegend ist die Metaphorik des Weges: aufbrechend, irrend, suchend, dem Ziel entgegen, vom Weg abkommend, nie am Ziel, immer unterwegs. Wir sind „Vorübergehende“ heißt es im apokryphen Thomasevangelium von den Christen. „Ich bin Sucher eines Weges, der mehr ist als ich selbst“ (Günther Kunert). Es ist hilfreich, wenn wir uns in der Beratung so sehen und die Menschen, die uns anvertraut sind gleichermaßen.

Oft ist es freilich in Beratung wie in Seelsorge eine besondere Herausforderung, Menschen wieder zu dieser Dynamik, zur Offenheit zu verhelfen. Wir haben es oft mit rigiden, blockierten, unbeweglichen Charakteren zu tun (religiös: Fundamentalisten, psychisch: Neurotiker). Hinweis: Bei den Wüstenvätern des 4. Jh. galt die Begabung, immer neu einen „Anfang“ machen zu können als Ausdruck besonders reifer Frömmigkeit.

1. „Wunderbar sind deine Werke“ (Psalm 139) Der Mensch als geschaffenes Wesen

Die Geschöpflichkeit des Menschen ist unveräußerlicher Teil christlicher Anthropologie und zugleich härtester Anklagepunkt aller Religionskritik. Karl Marx hielt den Gedanken der Schöpfung also die Vorstellung, dass sich der Mensch einer anderen, höheren Macht verdanke, für unerträglich. Der Schöpfungsgedanke widersprach seinem Ideal des allseitig entwickelten, freien und schöpferischen Wesens, das seine Geschicke selbst in die Hand nehmen könnte. Die Schöpfung stellt – freudianisch gesprochen – eine narzisstische Verletzung dar.

Was aber ist am Schöpfungsglauben entscheidend? Nicht die mythologische Vorstellung über einen Schöpfungsakt, wie sie in wunderbarer und tiefsinniger Weise im Buch der Genesis (1 Mose 1 und 2) beschrieben ist. Vielmehr ist von Bedeutung die schlichte Tatsache, dass ich mein Leben als etwas „Gegebenes“ verstehe, der Glaube sagt, als von „Gott“ gegebenes: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat!“ (Luthers Erklärung zum 1. Artikel des Glaubensbekenntnisses).

Auch wenn einem der Schöpfungsglaube im biblischen Sinn schwer zugänglich erscheint, für die Anthropologie entscheidend ist das Verständnis des *Lebens als „Gabe“*. Das Leben ist gegeben: ich bin danach nicht gefragt worden, ich habe es mir nicht selbst gewählt. Ich „verdanke“ mich anderen – biologisch, sozial, personal – : meinen Eltern, meinen Lehrern, verschiedenen Menschen auf meinem Wege, letztlich Gott.

Es ist ganz klar, dass ein solches Verständnis des Lebens als etwas „Gegebenes“ sich auch auf den beraterischen Umgang mit gegebenem Leben auswirkt. Wie gehen wir mit dem gegebenem Leben um. Ist es optional, am Ende abwählbar? Es ist ganz klar, dass eine Beratung etwa im Schwangerschaftskonflikt ergebnisoffen geführt werden muss, aber wir müssen uns der ethischen Problematik dabei bewusst sein. Ich denke, letztlich wissen es Menschen zu schätzen, wenn man mit Bedacht und Verantwortlichkeit und Sorgfalt rät.

Die Geschöpflichkeit drückt sich in bestimmten „religiösen“ Ausdrucksformen aus:

- Einmal: im Modus der *Dankbarkeit*: „Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke“ (Ps 139, 14). Solche Dankbarkeit, sofern sie echt ist und nicht bloß Zitat oder fromme Artigkeit, ist Zeichen seelischer Gesundheit. Statt von Dankbarkeit könnte man auch von elementarer Daseinsfreude sprechen (in die dann auch z.B. die uns umgebende Natur ebenso einbezogen werden könnte wie die Kultur, in die wir gleichsam eingebettet sind). In berührender Weise dichtet Matthias

Claudius: „Ich danke Gott und freue mich wie’s Kind zur Weihnachtsgabe: dass ich bin, bin und dich schön menschlich Antlitz habe.“ Es ist ein Problem vieler Menschen in unserer Zeit und Gesellschaft, dass die Fähigkeit, dankbar zu sein, verloren gegangen zu sein scheint: dankbar für etwas, das wir nicht selber geschaffen und geleistet haben, dankbar auch für etwas, das gelungen ist – trotz alledem!

- Zum anderen: im Modus der *Klage*: „Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren. Der Tag soll, ungesegnet sein, an dem mich meine Mutter geboren hat.“ (Jer 20, 14) So schleudert es der unglückliche Prophet Gott ins Angesicht – keine Spur Lebensfreude, keine Spur Schöpfungsdank. Es gibt eine Reihe solcher gleichsam suizidaler Texte in der Bibel, in der Lebensmut und Schöpfungszuversicht verloren gegangen sind. In der gesamten Seelsorge- und Beratungsarbeit sind wir ja unaufhörlich mit Menschen konfrontiert, die ihr Leben – aus ganz unterschiedlichen Gründen – gerade nicht als gute Gabe empfinden, sondern als Last. Und die dafür ernst zu nehmende Gründe haben! Die Annahme des Inakzeptablen – und das kann für jede Einzelne etwas ganz Unterschiedliches sein (z. B. das gerade nicht als „schön“ empfundene Gesicht oder die Last einer schweren Krankheit) – gehört zu den großen Herausforderungen, zu deren Erfüllung wir als Außenstehende oft nur wenig beitragen können. Seelsorge und Beratung können darin auch ihre Aufgabe haben, in bestimmten Situationen Menschen zu Klage und Protest zu ermutigen.

Der katholische Theologe Hans Joachim Höhn sieht gerade darin den besonderen Wert religiöser Lebenspraxis, dass sie eine „Widerstandshaltung“ darstelle, „die angesichts des kategorisch Inakzeptablen im Leben nicht kapituliert, sondern widerständig nach Gründen der Annehmbarkeit des Lebens sucht.“ (Zeit und Sinn, Paderborn 2010, 167) Der Schöpfungsgedanke könnte eine Hilfe sein, indem hier konkrete Vorfindlichkeiten wie z.B. die körperliche Gestalt, vielleicht eine Behinderung oder Homosexualität als gegeben (und damit auch als „aufgegeben“) anerkannt werden. Was ich vorfinde, dafür bin ich als Individuum nicht verantwortlich. Meine Verantwortung besteht darin, mit dem Gegebenen umzugehen. Das führt Einzelne oft an die Grenze. Es ist darum notwendig, auf eine besonders behutsame Art und Weise ins Gespräch zu kommen. Die Gefahr, einen falschen Ton zu treffen, ist hier besonders groß!

2. „machtet euch die Erde untertan“ (Gen 1, 28) Der Mensch als verantwortliches Wesen

Im Schöpfungsbericht der Bibel wird der Mensch zuletzt „als Mann und Frau“ (1 Mose, 1,27), also in der Beziehung zu einander und Verantwortung für einander geschaffen. Diese Verantwortung wird dann zugleich auf die gesamte Schöpfung ausgedehnt: „machtet sie euch untertan!“ (1 Mose 1, 28) Der Mensch ist vor allen anderen Wesen dadurch ausgezeichnet, dass Gott zu ihm spricht und ihm konkrete Aufgaben erteilt. Darin liegt seine Bestimmung, darin ist er das „Ebenbild Gottes“, darauf beruht seine Würde: „Was ist der Mensch? ... Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk.“ (Ps 8, 5-7). Was heißt das im Blick auf die Beratungsarbeit. Ich nenne zwei Aspekte:

- Es gehört zu den Grundvoraussetzungen eines menschenwürdigen Lebens, *verantwortlich* handeln zu können. Das realisiert sich in den unterschiedlichen Beziehungen einer Person, in der Partnerschaft, im Elternsein, im Beruf. Das realisiert sich aber auch gegenüber dem sozialen Umfeld, gegenüber dem Gemeinwesen,

gegenüber der Natur. Keine Verantwortung mehr wahrzunehmen, bedeutet Verlust an Menschenwürde – einen Zustand von Asozialität und Verwahrlosung. Beratung kann helfen, Verantwortlichkeiten neu zu entdecken und so wieder mehr ein Stück Mensch zu werden.

- Ebenbild Gottes wird der Mensch dadurch, dass Gott ihm Anteil gibt am Schöpfungswerk. Es gehört zur Sinnerfüllung menschlicher Existenz, etwas zu schaffen, zu bewirken, kreativ zu sein. Konkret erfüllt sich diese Bestimmung an allem, was wir „Arbeit“ nennen. Arbeit kostet Kraft, Zeit, sie kann uns erschöpfen, an den Rand des Burnout bringen, wenn wir kein menschliches Maß finden. Aber für viele ist es ein größeres Problem, wenn sie keine Arbeit haben oder nur entfernt die Möglichkeit besteht, sie könnten ihre Arbeit verlieren. Arbeitslosigkeit ist darum ein schwerwiegendes persönliches und gesellschaftliches Problem. Gegenwärtig gibt es wenig, was „Arbeit“ in diesem Sinne kompensieren könnte. Noch ist nicht erkennbar, wie eine Zukunftsgesellschaft mit dem Mangel an Arbeit zu Rande kommen wird. Zunehmend begegnen uns Menschen, die sich ohne feste Arbeit, aber vielleicht auch mit einer unbefriedigenden Arbeit nicht ausgefüllt fühlen. Hier geht es in fundamentaler Weise um aktuelle Fragen, und einfache Antworten sind kaum hilfreich. Freilich: Sowohl im theologischen wie auch im psychologischen Sinne kann „Arbeit“ jedoch nicht auf die Erwerbstätigkeit eingeschränkt werden. Sie muss viel umfassender, wie das in der Bibel auch gemeint ist, als die Möglichkeit und Fähigkeit zu Übernahme von Verantwortung für die Nächsten, für Andere, für Fremde, für ein Werk, für die Natur, für ein soziales oder kulturelles Engagement und nicht zuletzt für sich selbst verstanden werden.
- Um einmal exemplarisch bei dem Letzten zu bleiben: Auch die *Selbstsorge* ist „Arbeit“. Sowohl in der Beratung wie in der Seelsorge gibt es Gesprächspartner, die genau damit Schwierigkeiten haben, für sich selbst Verantwortung zu übernehmen. Sie möchten gesund „gemacht“ werden oder erwarten einen Rat, der alles verändert. Ich nenne das Beispiel eines Studenten mit starken Arbeitsstörungen und konkreter Examensangst. Er erklärt der Beraterin seine Situation: „...Ich bin wirklich wie so'n Fass. Natürlich bin ich wahnsinnig gespannt, was Sie alles sagen. Darauf hoffe ich, weil ich mir daraus Besserungen erhoffe. Aber ich weiß nicht: Aus mir heraus kommt im Moment nichts, was meine Besserung betreibt. Ich komme immer so hierher, als gäbe es etwas, was es schlagartig besser macht. So hole ich mir auch meine Medikamente beim Arzt ab. Meistens kommt dann aber nichts.“ (Sander/ Ziebertz, Personenzentrierte Beratung, Weinheim 2010, 94). Verantwortung heißt auch Arbeit an sich selbst. Wer weiß es besser als diejenigen, die in der Beratung tätig sind!

3. „zur Freiheit berufen“ (Gal 5,1) Der Mensch als freies Wesen

Gott entlässt Adam und Eva in die *Freiheit*. Der Mensch ist „zur Freiheit berufen“, so spricht es Paulus den Galatern zu (5, 1). Freiheit! Was für ein großes Wort, so recht geeignet, um damit Festtagsreden zu füllen. Die politische Befreiung, von totalitären Regimen, aus Knechtschaft und Gefangenschaft ist eine wichtige Erfahrung. Wer Freiheit entbehrt hat, weiß diese Erfahrung hoch zu schätzen. Aber die Unfreiheit endet nicht mit den äußeren Fesseln. Von dem Volk Israel hieß es, dass sie in mancher Hinsicht immer noch in Ägypten waren, weshalb der Maggid von Konitz sprach: „An jedem Tag soll der

Mensch aus Ägypten gehen.“ (Buber, Die Erzählungen der Chassidim, Zürich 1949, 444). Oft hilft es Menschen, wenn sie sich aus äußeren Fesseln befreien, eine Beziehung lösen, einen Ortswechsel vornehmen o.ä. So gewinnen sie Raum für einen neuen Anfang. Ebenso oft aber beobachten wir, dass die inneren Fesseln bleiben.

- Die *inneren* Bindungen sind es, die oft Menschen am Leben hindern. Beratung, Therapie und auch Seelsorge gehen darin zusammen, dass sie von den falschen „Führern der Seele“ befreien wollen, wie immer wir sie nennen mögen: Über-Ich, Gesetzlichkeit und Moralismus, latente oder manifeste Abhängigkeiten, Süchte, faule Kompromisslösungen, überfordernde Selbst-Ideale. Im antiken Christentum sprach man von den „Dämonen“ Gemeint waren die Dämonen der Angst, der Gier, des Neids – wilde „Ungeheuer“, mit denen das Subjekt kämpfen muss, um die Freiheit zu erlangen. Sie sind nicht unbezwingbar. Allerdings ist die Freiheit, die wir erringen können, immer begrenzte, unvollkommene, endliche Freiheit. In der Realität finde ich mich immer vor in der Spannung zwischen Freiheit und Unfreiheit. Um Freiheit ringen und zugleich bleibende Unfreiheiten zu akzeptieren, das ist eine *conditio humana*. Beratung kann helfen, diese Dialektik mehr transparent werden zu lassen und so helfen, damit zu leben. Der Weg in die Freiheit beginnt mit der Wahrnehmung der Unfreiheit.
- Die Freiheit, um die wir – im eigenen Leben wie in der beruflichen Beziehungsarbeit – ringen, gehört auch die *Befreiung von falschen Gottesbildern*. Es ist erstaunlich, wie tief die Vorstellung von einem beobachtenden und strafenden Gott verankert ist. Oft ist es das einzige Gottesbild, das verinnerlicht ist. Dieser Gott ist ein strenger Aufpasser, der nur darauf wartet, dass er dem ungehorsamen Kind die Hosen stramm zieht. Und man wird ihn nicht los, wenn man erwachsen wird. Er ist der heimliche Ankläger, der die eigene Selbstanklage bis ins Unerträgliche steigert. Die Vorstellung von dem strafenden Richter ist so tief verwurzelt, dass Menschen, die seit langer Zeit der Kirche völlig entfremdet sind, gleichwohl die Überzeugung pflegen, sie müssten sich diesem Gott gegenüber rechtfertigen oder sich aus der Abhängigkeit eines richtenden Gottes, an den sie gar nicht glauben, befreien. (Tilman Moser) Ich weiß nicht, ob das in der Psychologischen Beratung möglich ist, in der Seelsorge jedenfalls kann die schlichte Frage „*Wer ist für Sie eigentlich Gott?*“ tiefes Nachdenken auslösen und manchmal direkt befreiend wirken. Das Gottesbild des Christentums und der Bibel lässt einen menschlichen, mitgehenden Gott erkennen. Sein wahres Antlitz zeigt er in Jesus Christus. Der Mensch als Ebenbild, als Partner Gottes, das ist auch der Mensch, der Gott anklagen kann wie Jeremia, der gegen ihn protestiert wie Hiob, der mit ihm ringt wie Jakob. In der Praxis des Lebens verwischt sich das Gottesbild oft und es kommt zu einem Zerrbild Gottes, das eine Realität darstellt, von der man sich befreien muss. Eine kurze Sequenz aus dem gerade schon zitierten Beispiel: jener Student, Typ des „begabten Kindes“ (Alice Miller), leidend unter den Übererwartungen und Idealisierungen seiner Mutter an ihn, erzählt von einem Wutausbruch in seiner Wohnung, nachdem er in der Therapie einiges begriffen hatte : „Ich habe gebrüllt, ne. Der Schlafsack war meine Mutter, ‚Das bist du, ich tret’ dich jetzt’... Und das war ich selber, dies verdammte, diese Medaille, dieses Vorzeigestück, dieses Aushängeschild, was ich überhaupt nicht bin, ne – oder was ich zum Teil bin, aber nicht ich. Und ich hab diese Ordnung, diese Moral und auch Gott – ich hab sie alle zur Sau gemacht.“ (ebenda 99). Hier wird auch deutlich, Religion, Gottesglaube können Menschen nicht nur zum Leben helfen, sie können es auch behindern, wenn sie krankmachend und neurotisierend geworden sind. Es ist eine große Gnade, wenn Menschen sich daraus wieder befreien können und zu einem Gott

mit mit menschlichem Antlitz zurückfinden. Kritische Theologie mit Gespür für das Psychische kann hierbei für beraterische Arbeit sehr nützlich sein!

4. „Was ist der Mensch!“ (Palm 8)

Der Mensch als endliches und fragmentarisches Wesen

Wenn vom Menschen die Rede ist, dann von ihm als einem Wesen in der Zeit: „Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom, sie sind wie ein Schlaf, wie ein Gras, das am Morgen noch blüht und sprosst, und das abends welkt und verdorrt.“ (Ps 90, 5-6) Die Zeitlichkeit des Menschen lässt ihn uns als Werdenden und Vergehenden verstehen. Der Mensch ist das Wesen, das Geschichte hat, eine Vergangenheit hinter sich, eine Zukunft vor sich. Er ist weder ewig noch allgegenwärtig, er ist endlich und begrenzt, und er hat Möglichkeiten, die noch nicht ausgelotet sind. Was bedeutet das?

- Erstens: *Der Mensch ist nicht Gott*. „Du hast ihn wenig niedriger als Gott gemacht“ (Ps 8, 6) – er ist Freier, verantwortlich in seinem Tun, ja „Ebenbild Gottes“. Aber, und das ist nun ein Zentralsatz christlicher Anthropologie: Er ist nicht Gott. Mehr sein zu wollen, das ist der Sündenfall, der Anfang aller Katastrophen, im privaten Bereich wie in den Dimensionen von Politik und Geschichte. Es ist Bestimmung des Menschen, Mensch zu sein und nicht Gott. Der Mensch hat seine Grenze verhängnisvoll überschritten, wenn er sich anmaßt, über das Leben auch nur eines einzigen anderen Menschen zu verfügen sei es direkt durch einen Angriff auf das Leben, durch Gewalt, physische und psychische, sei es auf sublimale Weise durch Bestimmung fremden Lebens, des Lebens der Kinder, ja auch des eigenen Lebens. Pointierter drückt es Albert Camus aus: die einzige Richtschnur für menschliche Existenz sei: „leben und sterben lernen und, um Mensch zu sein, sich weigern, Gott zu sein.“ (Der Mensch in der Revolte, Reinbek 1961, 329) Hat man einmal begriffen, worum es hier geht, dann ist der Gedanke, nicht Gott sein müssen, nicht nur ein Zentralsatz christlicher Anthropologie, sondern darüber hinaus ein wahrhaft befreiender Gedanke.
- Zweitens: Der Mensch ist *unvollkommen*, unvollendet. Die Realität hält den hohen Idealen nicht stand. Er ist nicht der allseitig entwickelte, freie Souverän, als den ihn Marx sehen wollte: Es ist auch nicht das gereifte, mit sich, seinem Körper, seiner Umwelt, seiner Vergangenheit identische Wesen, zu dem er sich seinen Anlagen entsprechend nach Erik Erikson entwickeln sollte, wenn er postulierte: „Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität aufrechtzuerhalten.“ (Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1977, 107). Der Theologe Henning Luther (gest. 1992) hat dagegen die These gesetzt, dass „die in sich geschlossene und dauerhafte Ich-Identität nicht als ein erreichbares Ziel gedacht werden kann – und darf.“ (Religion und Alltag, Stuttgart 1992, 165) Er hat demgegenüber von einer „*Identität als Fragment*“ gesprochen – gebrochen, wenn man auf die Herkunft blickt, voller Sehnsucht und suchend, wenn auf die Zukunft sieht. Sich selbst als unvollendet, als Torso, als Fragment zu begreifen und paradoxerweise gerade darin identisch zu sein, das kann sehr tröstlich und zugleich befreiend wirken. Alle Vollkommenheits- und Ganzheitsideale, die die Selbstkonzepte vieler Menschen, die unsere Beratungsstellen aufsuchen, bestimmen, wirken, theologisch gesprochen, wie das „Gesetz“, das uns beständig die Grenzen zeigt und uns anklagt: Ich hätte, ich sollte, ich müsste usw.

- Demgegenüber weist Henning Luther, das ist der dritte Aspekt, hin auf die Bedeutung des christlichen *Glaubens*, nämlich „davor zu bewahren, die prinzipielle Fragmentarität von Ich-Identität zu leugnen oder zu verdrängen.“ Anders gesagt: „Glauben hieße dann, als Fragment zu leben und leben zu können.“ (ebenda, 172).

Konkret würde darin die Bedeutung des Glaubens liegen, mit dem Uneingelösten, Nichtbewältigten, mit den offenen Wunden zu leben. Das ist weder als ein Leben im faulen Frieden mit den eigenen Schwächen gemeint noch als eines voller Resignation, dass „man eh nix machen kann“. Vielmehr sollte es verstanden werden als das Vertrauen darauf, dass, wenn ich das Fragmentarische meines Lebens anerkenne, Spielräume des *Möglichen* frei werden und Kräfte zuwachsen, die nicht aus mir selber kommen. Leidende werden ihr Schicksal dann besser bewältigen können, wenn sie darauf zu vertrauen vermögen, dass in aller Sinnlosigkeit ihres Erlebens ihnen dennoch ein Sinn zuwachsen kann.

Das ist nicht so gemeint, als ginge es darum, Menschen in trostlosen Situationen „Sinn“ einreden zu wollen. Im Gegenteil. Das wird eher die Trostlosigkeit verstärken. „Ich lasse mir doch von Ihnen in mein verpfushtes Leben keinen Sinn reinquatschen“ – hat sich mal ein offensichtlich überbemühter Seelsorger von einem verzweifelt Menschen zurechtweisen lassen müssen. (zitiert bei Werner Biskupski, in *Praktische Theologie* 2004, 280) Aber gerade wenn die Realität nicht geschönt wird, öffnet sich vielleicht viel eher eine Spur für das „Wunder“, für die „Gnade“, wie immer man es nennen möchte, damit getrost leben zu können. Therapeutisch, bzw. beraterisch gehört hier für mich das „Resilienz“- Konzept hin, wie es eindrucksvoll von Rosemarie Welter-Enderlin vertreten und praktiziert wird. Das ist ein Ansatz, der ein Menschenbild zurückweist, „das ohne den Blick in den Abgrund auskommt“ und zu dem neben dem Blick auf die „Ressourcen“ eben auch die Auseinandersetzung mit den „Krisen und Stressoren“ gehört: „Gedeihen trotz widriger Umstände“. (Welter-Enderlin, *Einführung in die systemische Paartherapie*, Heidelberg 2007, 106f) Das klingt fast schon ein wenig zu schön. Gleichsam um sich selbst vor illusionistischer Herangehensweise zu warnen, zitiert Welter-Enderlin Erich Kästner: „Ihr streut euch Zucker über die Schmerzen und denkt, unter Zucker verschwänden sie. Ich baut euch schon wieder Balkone vor die Herzen und nehmt die strampelnde Seele aufs Knie.“ (ebenda, 111) Henning Luther sprach von den „Lügen der Tröster“ (*Praktische Theologie* 33, 1998, 163-176), die einem einreden, es sei doch nicht so schlimm, es werde doch besser, und es habe doch auch seinen Sinn. Leben wird erst möglich, wenn man sich von den Illusionierungen verabschieden kann. Und das gleiche gilt auch für Beratung und Seelsorge!! Im Leiden mit schweigen und es ein kleines Stück weit mit aushalten können, nichts schön reden, aber da sein – das ist Seelsorge, wer immer sie ausübt. Und das ist wirklich Trost..

5. Was ich nicht will, das tue ich.“ (Röm 7) Mensch als schuldfähiges Wesen

Der Umgang mit Schuld ein sehr häufiges, aber selten wirklich bearbeitetes Thema in Beratung, Psychotherapie und Seelsorge. Wir möchten nicht schuldig sein und können uns doch oft unserer Schuldgefühle nicht erwehren. Wir beteiligen uns fast täglich direkt oder indirekt an öffentlichen und halböffentlichen Debatten um Schuldzuweisungen. Menschen können schuldig werden. Darin liegt ihr Elend, aber auch ihre Würde.

Das Tier wird nicht in einem ethischen Sinne schuldig, es kann wohl Verursacher schweren Schadens und Leids werden, aber nicht schuldig. Der Mensch allein als freies und verantwortliches Wesen ist fähig, schuldig zu werden. Das gehört zu seinem Wesen. Es ist wichtig, mit Schuld offen und realistisch umzugehen und zugleich einer säuerlich-moralisierenden „Wir sind doch alle Sünder“ – Anthropologie, die den Kirchen oft unterstellt wird, zu vermeiden.

Menschen werden schuldig. Freilich ist es ganz schwer, eigene Schuld zu ertragen. Oft wird Schuld klein geredet, geleugnet oder verdrängt und begegnet nicht selten in konvertierter Form – als Angst, Depression oder Aggression bis hin zu neurotischen Erlebnisweisen, die dann spezifisch therapeutischer Behandlung bedürfen.

Ein Beispiel aus der Beratungsarbeit.

Es geht um ein Ehepaar, beide Mitte 30. Sie kommen in die Beratung, weil ihre Beziehung zueinander zunehmend schwieriger wird. Sie hat eine – möglicherweise nur passagere – Außenbeziehung. Er möchte ausziehen, was er dann im Laufe der Beratungsreihe auch tat. Beide leiden darunter, dass sie keine Kinder bekommen. Vor sechs Jahren wurde eine Schwangerschaft unterbrochen, Spätinterruptio (30. Woche) wegen eines festgestellten Down-Syndroms. Sie erzählen es fast nebenbei. Im Grunde läuft nichts mehr. Das Paar steht vor einer endgültigen Trennung und zögert zugleich. Die Beraterin spürt, dass da noch etwas Unausgesprochenes ist und fragt nach. Er daraufhin: Wir sind doch schuldig geworden damals. Und beide beginnen unter Tränen zu erzählen, wie schlimm das für sie war und wie allein sie sich fühlten. In der Klinik hatte sie sich bisher wohl gefühlt, aber mit einem Mal war alles anders. Sie kann den Moment nicht vergessen, als ihr das tote Kind auf den Arm gelegt wurde. Sie wurde allein gelassen und niemand hatte nachgefragt.

Es war offensichtlich sehr wichtig, dass sie das erzählen konnten. Fast erleichtert gingen sie, wie die Beraterin bemerkt. Die Gespräche danach verliefen konstruktiv, das Paar konnte sich wieder als solches fühlen.

„Wir sind doch schuldig geworden!“ Was ist das eigentlich: schuldig sein.

Sie simpelste Definition wäre, weil Gebote, Gesetze - geschriebene und ungeschriebene - missachtet wurden. Das ist die eher moralisierende Auffassung. Da lässt sich schön eindeutig sagen, was Schuld ist und was nicht. Die Frommen und Gesetzestreuen sind darum immer auf der „richtigen“ Seite. Allerdings wissen wir, dass man moralisch einwandfrei und zugleich ein Ekel sein kann, selbstgerecht und herabwürdigend. Ein moralistisches Schuldverständnis kann leicht zur Bewertung Anderer verführen, zum Urteilen und Verurteilen. Gerade in dem genannten Beispiel gibt es dazu weder Anlass noch gar ein Recht.

Ich würde Schuld deshalb dynamischer beschreiben: Schuld ist Grenzüberschreitung, so wie es in Genesis 3 und 4 beschrieben wird: Es wird die Grenze zu Gott überschritten (sich nicht damit begnügen, Mensch zu sein) und dann bald auch die zum anderen Menschen (Kain, der sich zum Herrn über das Leben Adams macht).

Schuld ist, sozial gesehen: dem Anderen etwas von seinem Leben, seiner Würde, seinem Eigenen nehmen, seine Lebenschancen mindern, seine Freiheit einschränken. Das meint ganz offensichtlich das Paar, wenn es von der eigenen Schuld spricht und an den Foetus denkt. Aber es ist auch noch etwas Anderes dabei, das ebenso schwer wiegt. Beide fühlen, dass sie auch sich selbst auf eine sie belastende Weise untreu geworden sind. Ihre Ambivalenzen haben dazu geführt, dass sie Grenzen überschritten haben, die sie eigentlich nicht überschreiten wollten. Schuld wird heute von vielen besonders intensiv als *Selbstverfehlung* empfunden. Paulus beschreibt es in Röm 7 unübertrefflich: „Das Gute, das ich will, tue ich nicht-, das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“ Schuld wird dann zur eigenen Niederlage, an der man schwer zu tragen hat, ja: zur Selbstschädigung.

Was bedeuten diese Zusammenhänge nun für die Praxis der Schuldverarbeitung in der Beratung. Zwei Aspekte sind hier besonders hervorzuheben:

- Erstens: Der Auftrag der Kirche ist, so sagten wir gestern: Kommunikation des Evangeliums. Das heißt: der theologische Focus für den Umgang mit Schuld ist die Gnade, die Rechtfertigung des Sünders vor Gott. „Weißt du nicht, dass Gottes Güte dich zur Buße leitet?“ (Röm 2,4) Das Gespräch über Schuld setzt eine *akzeptierende Einstellung* voraus. Wenn der Gesprächspartner der Wertschätzung der Beraterin sicher sein kann, dann wächst der Mut, und es kann eine vorsichtige Konfrontation gewagt werden, so wie es in dem Beispiel die Beraterin tat. Die wertschätzende Grundeinstellung mindert die Angst, am Ende könnte einem die gleiche Anklage entgegengeschleudert werden, die man oft uneingestanden gegen sich selbst hegt. „Nicht richten!“ „Nicht verachten!“ – das sind z.B. im frühen Wüstenmönchtum des 4. Jh. die wichtigsten Grundregeln. In keinem dieser Texte wird erzählt: „Wenn ein Mensch sündigt und es leugnet, indem er spricht: Ich habe nicht gesündigt, so verurteile ihn nicht. Andernfalls nimmst du ihm den Mut. Wenn du aber sagst: Sei nicht mutlos Bruder, aber hüte dich in Zukunft, dann erweckst du seine Seele zur Reue“ (Poimen 23/597). Das darf nicht im Sinn einer „billigen Gnade“ (Bonhoeffer) verstanden werden. Das ist kein „Schwamm drüber“, aber das Signal: du darfst es wagen, Deine Scham überwinden, und du wirst damit leben.. Ohne die bewusste und oft sehr schmerzhaftige Begegnung mit der Realität und mit dem eigenen Versagen, kann Gnade nicht wirklich erfahren werden.
- Zweitens: Aus dem soeben Gesagten folgt für das helfende Gespräch in welchem setting auch immer: *Verharmlosungen*, Verallgemeinerungen („wir sind doch alle Sünder!“) und Relativierungen von Schuld („unter solchen Umständen...“) sind – sofern wir es mit psychisch gesunden Partnern zu tun haben – keine wirklich hilfreichen Verhaltensweisen. Mehr als begründende Reflexionen mag hier ein literarischer Hinweis klären. Wladimir Tendrakow beschreibt in der Erzählung „Die Abrechnung“ (Berlin 1980) das Schicksal von Kolja, einem 16 jährigen Schüler. Eines Tages erschießt er seinen Vater, einen ewig versoffenen Familientyrann. Er muss ins Gefängnis. Alle Personen seines Umfelds – der Lehrer, der Gefängnisinspektor, seine Freundin Sonja – haben Verständnis für ihn und reden ihm seine Schuldgefühle aus. Kolja hilft das nicht. Er muss mit seiner Schuld leben und sich damit quälen. Erst die imaginäre Begegnung mit dem Vater in einer Art Traumvision hilft ihm das zu tun, was ihm weiter zu leben hilft: Er bittet um Verzeihung für seine Schuld. Schuld muss ernst genommen werden. Wenn nicht, führt sie zur inneren Erosion der Seele.

-
Praktisch erscheinen mir *zwei Interventionen* besonders wichtig:

- Zum einen muss Schuld *konkretisiert* werden. Ein Schuldbekenntnis nützt wenig, wenn es nicht konkretisiert werden kann. Oft wird sehr allgemein gesprochen: „ja, ich bin an allem schuld“ Das stimmt selten so pauschal. Erst wenn gesagt werden kann, was wirklich der Fall ist, wird Schuld besprechbar und es kann nach geeigneten Bewältigungsformen geschaut werden.
Eine besondere Problematik stellen Schuldgefühle dar, die keiner realen Schuld erfahrung antworten. Menschen mit solchen Schuldgefühlen bedürfen spezifischer Aufmerksamkeit in der Beratung, ebenso wie jene, die objektiv schuldig gemacht geworden, ohne sich darum subjektiv schuldig zu fühlen. .

- Zum anderen kommt es darauf an zu *differenzieren*. Gerade in komplexen Familiensituationen muss unterschieden werden, wer für was Verantwortung trägt. Wer ist Opfer? Wer ist Täter? Einfache Rechnungen gehen oft nicht auf, und pauschale Schuldübernahmen tragen kaum zur seelischen Gesundheit des einzelnen und zur Heilung des Systems Familie bei.

Schließlich: Auf dem Hintergrund einer konkretisierenden und differenzierenden Besprechung von Schuld kann *Versöhnung* gelingen. „Kann“ betone ich. Selbstverständlich ist es keineswegs. Die Sehnsucht nach Versöhnung ist groß, aber sie gelingt oft nicht. Und der Gedanke an „Vergebung“ liegt oft sehr fern und zwar umso ferner, je näher uns die Menschen sind, denen wir vergeben sollten. Was stattdessen bleibt, ist der Wunsch nach Ausgleich oder Vergeltung oder: Verbitterung. Davon jedoch gilt: „Verbitterung ist das Gift, das du trinkst, und dabei hoffst, es vergifte deine Feinde.“ (Nelson Mandela) Aber in Wahrheit macht es dich kaputt!

Dass Vergebung und Versöhnung reale Möglichkeiten menschlichen Miteinanders sind, das gehört für mich gleichwohl zum Hoffnungspotential (Seelsorgepotential) einer Beratung auf christlichem Hintergrund – auch wenn es sich immer wieder zeigt, wie schwer das ist, und wie oft es da Enttäuschungen gibt. Vergebung als ein alternatives Einstellungs- und Handlungsmodell, das ist eine wichtiges „Pfund“. Gerade unter der kritischen Aufmerksamkeit, die in einem Beratungssetting gegeben ist, kann das Nachdenken über die Möglichkeit von „Vergebung“ besonders hilfreich werden, weil hier eine Verwechslung mit subtilen Formen von Verdrängung erkannt und eher vermieden werden kann. Vergebung ist kein schnell zugänglicher Lösungsweg. Wir sollten auch nicht davon sprechen, dass es Christen“pflicht“ sei. Jeder aufrichtige Versuch von Vergeben und Verzeihen ist Resultat intensiver seelischer Arbeit – für beide Seiten!

Eine Variante der vergebenden Einstellung ist das „Mittragen“ von Schuld. Das kann in Seelsorge und Beratung geschehen, wenn uns eine Schuld anvertraut wird. Der Gedanke kann auch weiter gefasst werden: dass jemand da ist, der mit mir die Last des Schuldiggewordenseins aushält, etwa in der Partnerschaft. Die Schuld eines andern mit zu tragen, ihn nicht ab zu schieben („das ist deine Sache!“) - das kann etwas Großes sein. Es wird aber auch immer etwas Besonderes sein, man kann es nicht einfordern.

6. „über alles lieben“ (Matth. 22)

Der Mensch als liebenswürdiges und liebesfähiges Wesen

Vieles ist zu diesem Thema indirekt schon angeklungen. Wenn wir Psychologische Beratung in den Zusammenhang mit dem christlichen Grundauftrag „Kommunikation des Evangeliums“ verstehen, dann ist der Bezug auf die „Liebe“ als Zentralbegriff des Christentums gegeben. Eigentlich geht es doch fast immer um Liebe – vor allem um die verlorene, die gefährdete, die enttäuschte oder die ersehnte. Das ist menschlich, und der religiöse Bezug ist nicht weit entfernt.

Das hängt zunächst einmal mit dem Gottesbild zusammen, das sich biblisch im Laufe der Zeit herauskristallisiert hat. Zwar wird auch von anderen Seiten Gottes erzählt: dem zornigen Gott, dem eifernden, den forderndem. Die widersprechen, wenn man genau hinsieht, dem Bild des liebenden Gottes nicht. Liebe ist oft verborgen, auch im menschlichen Bereich. Manchmal wird gar nicht so schnell bewusst, was doch Kern des Glaubens ist:

„Gott ist Liebe“, „und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1 Joh 4, 16). Immer wieder tritt dieser Gedanke der Liebe hervor: „ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich aus lauter Güte zu mir gezogen.“ (Jer 31, 3)

Jesus ist das lebendige Symbol dieser Liebe durch sein Leben wie durch sein Sterben. Eine der berührenden Szenen im NT ist die Geschichte vom Reichen Jüngling, der Jesus nach dem Weg zum ewigen Leben fragt, und wo es dann heißt: „Jesus sah ihn an und gewann ihn lieb“ (Markus 10, 21). Da steckt die ganze Anthropologie der Liebe drin; sie ist freilich nichts weniger als eine sanfte Seelenberuhigung. Denn es heißt dann weiter: „Eines fehlt dir: Geh hin, und verkaufe alles, was du hast...“ Das hat die Liebe dann nicht schaffen können, aber widerrufen wird sie nicht. Zwei Aspekte noch dazu:

- Der Mensch – das *liebenswürdige* Wesen. Das Wesen der Liebe: sie ereignet sich nicht erst, nachdem ein Mensch ihrer würdig geworden ist, vielmehr: durch erfahrene Liebe wird ein Mensch liebenswürdig. Liebenswürdig wird man nicht durch das, was man tut, sondern durch das, was man erfährt. Ganz im Gegensatz zu dem, was Brechts Keuner-Geschichte von der Liebe sagt. Das ist der anthropologische Kern des Evangeliums. Es gehört zu den größten Irrtümern zu meinen, dass man sich die Liebe eines Anderen verdienen könnte. Daran scheitern viele Beziehungen auf geradezu tragische Weise. Man kann es auch noch anders sagen: Liebe entsteht nicht dadurch, wie ich ausschaue, sondern wie ich „angeschaut werde“: „Er sah ihn an und gewann ihn lieb.“ Liebe ist die Grundsubstanz, die Energie des Lebens. Viele leiden Mangel. Ich spreche jetzt mal ganz vorsichtig: In Beratung und Seelsorge, auch in der Psychotherapie, nicht selten auch in der Sprechstunde des Hausarztes, erwarten viele einfach nur dies: mit den Augen der Liebe angeschaut zu werden. Der Erfüllung der Liebeserwartungen sind Grenzen gesetzt – vor allem im Kontext professionellen Handelns, wie es eine Beratung darstellt. Aber kann ich jemanden wirklich psychisch, seelisch helfen, ohne in ihm/ ihr ein liebens-würdiges Wesen zu erblicken? Gehört es nicht vielleicht zur christlichen Substanz unseres Tuns, sich darum zu bemühen, es immer wieder zu versuchen, auch auf die Gefahr hin, in dem einen oder anderen Fall dann darin doch zu scheitern?
- Der Mensch – das *liebessfähige* Wesen. Der Mensch ist das Wesen, das zur Liebe fähig ist: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben – und deinen Nächsten wie dich selbst“ (Lk 10, 27). Dieses Liebesgebot zeigt, wie hoch theologisch vom Menschen gedacht wird, zugleich hilft es gerade in dieser Gestalt zur praktischen Realisierung von Liebe. Vielleicht ist es auch unter beraterischem Aspekt hilfreich, einmal darüber nachzudenken, ob nicht gerade diese Triangulierung des Liebespotentials – Gott, Nächster, Ich – hilfreich für das menschliche Maß der Liebe ist.
Fragen bleiben.
Ist Liebe wirklich möglich?
Es bleibt so viel Liebesehnsucht unerfüllt, und es gibt so viel Enttäuschungen.
Liebeskraft und Liebeserfahrungen sind endlich. Das ist die Realität.
Die absolute Liebe gibt es gewiss nicht, weil sie menschliches Vermögen übersteigt: Das gilt für die Religiosität (Gottesliebe), für die Liebe zum anderen Menschen und für die Eigenliebe. Oft gelingt Liebe gerade deshalb nicht, weil die Erwartungen an sie zu hoch sind.
Was die *Gottesliebe* anlangt (der Glaube, das Vertrauen) – wie leicht stellt sich der religiöse Zweifel ein. Wie schnell kommt es dann zu Verzweiflung oder zur Flucht.
Was die *Eigenliebe* anlangt: wie schnell reicht sie nicht aus, um den narzisstischen Liebeshunger zu befriedigen, endet vielleicht in Selbsthass.
Was die *Partnerliebe*:anlangt Für viele Menschen ist an die Stelle religiöser Lebenspraxis die „irdische Religion der Liebe“ (Beck/ Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt 1990, 222ff) getreten: Den Übererwartungen hält

auf Dauer keine Liebe stand. Hat man entdeckt, dass man zusammen das Paradies nicht erreicht, bricht manche Liebe auseinander.
Ist Liebe darum eine Illusion? Ich glaube nicht.
Aber es gibt viel zu lernen, um Liebe nach menschlichem Maß erleben zu können.
Genau darum geht es, und genau dazu kann ein beratendes Gespräch viel bewirken.

Gleichwohl, die Frage dürfen wir nicht übergehen: Sind wirklich alle Menschen liebesfähig? Auch im realen Leben? Das ist zu bezweifeln. Grobe Vernachlässigung, lieblose Erziehung, Missbrauch – es gibt viele Erfahrungen, die Menschen unfähig machen zu lieben. „Ich weiß nicht, was Liebe ist“, sagt eine Klientin zur Beraterin, „ich habe das Wort noch nie in den Mund genommen.“ Der Versuch, lieben zu lernen, kann scheitern, ebenso die Beratung, die sich darum müht. Das darf man nicht leugnen, das gehört zu den Konditionen des Berufs.
Aber es gibt keine wesensmäßige Unfähigkeit. Die Liebe ist der unablässigen Bemühung um ihr Gelingen wert. Es bedarf der Liebe, Geduld und beraterischem Geschick immer neu zu versuchen, das Verlorene wieder zu gewinnen.
Manchmal, gar nicht so selten, braucht die Beraterin für die Erfüllung ihrer Profession einen geradezu Berge versetzenden „Glauben“.

Jürgen Ziemer
ziemer@uni-leipzig.de